



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

besser, er sterbe daheim, in unserer Hütte, als hier im fremden Hause."

Bruder Krankenwärter machte Einwendungen, wies auf den bedenklichen Zustand des Kranken hin und betonte, wie gut er hier gepflegt werde, viel besser als daheim, wo man hundert Dinge nicht habe; umsonst, der Vater blieb bei seiner Erklärung, und auch die Mutter stimmte ihm nun bei: „Ja, bei uns, zu Hause, soll mein Kind sterben und ich selber will es bis zum letzten Augenblicke pflegen.“ Auch Xaver kam herbei; er hatte schon der Taufhandlung beigewohnt und bat nun dringend den Vater, den sterbenden Bruder hier zu lassen. — Die einzige Antwort des Vaters war: „Er ist jetzt getauft, und darum muß er sterben er soll aber zu Hause sterben, und nicht bei fremden Leuten!"

„Vater, der Taufe wegen muß niemand sterben. Sieh nur mich an; ich bin schon seit Jahren getauft und lebe immer noch; ich fühle mich kerngesund.“ — „Das ist was anderes, Kind! Du warst damals gesund; dein Bruder aber ist krank; und wenn ein Kranker getauft wird, muß er sterben.“ Sprach's, nahm den kranken Knaben auf den Rücken und wanderte mit seiner Frau wieder dem heidnischen Kraale zu. —

Ein paar Tage darauf war der kleine Joseph tot. Möglich, daß dem lungenkranken Knaben die Strapazen während jener Nacht vollends die Lebenskraft gebrochen haben. Er war nach dem Willen der Eltern zu Hause gestorben. Still und friedlich, im unbesleckten Kleide der Taufschuld, ist er hinübergeschlummert in ein besseres Leben. Ich zweifle nicht, daß er mit dem hl. Joseph, seinem großen Patron, am Throne Gottes fortan eifrige Fürbitte einlegte für seine Eltern, namentlich für den armen, verblendeten Vater.

(Schluß folgt.)

Ein Schwarzkünstler.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Missionsstation Citeaux. — Als ich einst in Ungelabantwana, einer zweieinhalb Stunden von unserer Missionsstation entfernten Katecheseinstelle, Unterricht erteilt hatte, lief mir ein Bublein von etwa sieben Jahren nach und bat, mit in die Schule gehen zu dürfen. Der Vater war kränklich und schon ziemlich alt, die Mutter hatte auch nichts dagegen, und so nahm ich den Knaben mit.

Zeke, so hieß der kleine Held, war ein stiller, sanfter Junge; an den wilden, lärmenden Spielen seiner Altersgenossen hatte er wenig Freude, dagegen zeigte er großen Eifer in der Schule und übte sich nebenbei im Kneten und Formen von allerlei Figuren. Es steckte offenbar ein Künstler in ihm. Mit seltener Liebe und Hingebung formte er aus Lehm Hunde, Döfen, Pferde und Reiter. Das hatte er schon zu Hause so gemacht, auf der Missionsstation aber fand er noch zwei Genossen; und nun vertriegen sich diese Jungen zu dem Vorhaben, ein ganzes Döfensgepann mit neun Paar Döfen samt Wagen und Fuhrmann herzustellen, was ihnen über Erwarten gut gelang. Der Hauptkünstler dabei war und blieb immer Zeke; die andern waren nur seine Lehrjungen und Gehilfen. Später machten sie auch Kapellen, Lourdesgrotten und Kirchen mit zwei Türmen. Diese wurden namentlich an Samstagen schön geziert. Da wurden ins Innere Blumensträuße und Heiligenbildchen hineingestellt und der Fußboden mit bunten Flecken belegt, an den beiden Türmen aber Fähnchen ausgesteckt. Auch Gottesdienst wurde gehalten. Zuerst läutete Zeke seine

beiden Glocken, das heißt, er schlug mit zwei Blechplatten kräftig aufeinander, dann führte er seine Wagen, Döfen und Reiter herbei, stellte sie in schöner Ordnung rings um die Kirche auf und kommandierte die Leute hinein.

Besonders schön und feierlich ging es am letzten Weihnachtsfeste her. Schon Wochen lang zuvor hatte er alle seine freie Zeit dazu geopfert, unter einem Bäumchen eine große Krippe zu bauen. Das war nun eine Pracht; es fehlte nichts. Neben dem armen Jesuskindlein erblickte man Maria und Joseph, daneben knieten die Hirten, von ferne kamen die hl. drei Könige mit ihren Dienern; es gab Schafe, Hunde und Ziegen und tausend andere Dinge. Das Bäumchen hatte er mit bunten Papierstreifen geziert, und das Ganze war so schön, daß nicht nur unsere Schulkinder, sondern auch viele Erwachsene kamen, diese Wunderdinge zu sehen und anzustaunen.

Eine andere Passion des Kleinen bestand im Fischen, wobei er ebenfalls eine seltene Geschicklichkeit an den Tag legte. Gefischt wurde übrigens nur Sonntags nachmittags, sonst nicht; denn es fehlte ihm an Zeit. Einmal hörten die Schuljungen, der Vater Missionar werde sie bald verlassen, denn er sei nach einer anderen Missionsstation versetzt worden. Das tat ihnen leid und zum Abschied wollten sie ihm noch eine rechte Freude machen und eine geziemende Ehre antun. Der Plan war schnell gefaßt: einen großen, schönen Fisch wollten sie ihm präparieren, aber eigenhändig gebraten und fein zugerichtet. Der Fisch war schnell gefangen; bald loderte ein lustiges Feuerchen in geheimer Ecke, ein alter, unbrauchbarer Topfdeckel stand auch schon längst bereit; darauf legte man den Fisch und stellte ihn über ein paar Eisenstäbchen aufs Feuer. Etwas Fett und Salz hatten sie sich in der Schwesterküche zu verschaffen gewußt, dort bettelten sie auch noch einen schönen, weißen Teller, legten den kunstgerecht gebratenen Fisch darauf, wanderten zum Wohnhause des Vater Missionar und präsentierten ihm die kostbare Gabe zum Abschied.

Seitdem wurde Zeke getauft; er heißt jetzt Stephan und befindet sich in der Missionschule in Mariannahill, denn er hat Talent und will es noch weit bringen. Sogar Deutsch hat er zu lernen angefangen. Wie weit er es darin schon gebracht hat, zeigt folgender Brief, den er mir vor ein paar Wochen schrieb: Er lautet:

„Liebe Mutter! O ich selig sein überaus zu schreiben diese Zeilen auf Papier. Ich lebe immer noch, immer lernen und streben. Ich tat suchen spazieren gehen in Heimat, aber kein Geld. Jetzt ich beginne zu sprechen Deutsch drei Monate schon. Ich tat auch schreiben an Gabriel Hlongwana, mir zu schicken eine Angel zum Fischen. Ich habe nicht Essen für lange Zeit, nichts da, aber Fische im Wasser. Ich habe nicht mehr Worte als diese. Genug. Ich bin es

Stephan Ndshlovu.“

Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Gmaus. — Dieser Tage hörte ich, ein junger, heidnischer Kaffer, der bei einem Engländer (einem Schotten) in Arbeit stand, sei so unglücklich vom Wagen abgesprungen, daß ihm am Oberschenkel das Bein abbrach. Ich fand ihn bei fremden Leuten in einer Hütte liegend. Um die Bruchstelle hatte man ihm ohne jede Unterlage ein paar Brettchen von einem Ristendeckel gelegt und das Ganze mit einer einzigen langen Binde zugeschnürt. Er litt große Schmerzen, allein niemand kümmerte sich um

ihn; sein Arbeitgeber gar nicht, und die Kraalinsassen erklärten, er zähle nicht zu ihren Verwandten und folglich hätten sie gegen ihn auch keine Verpflichtung.

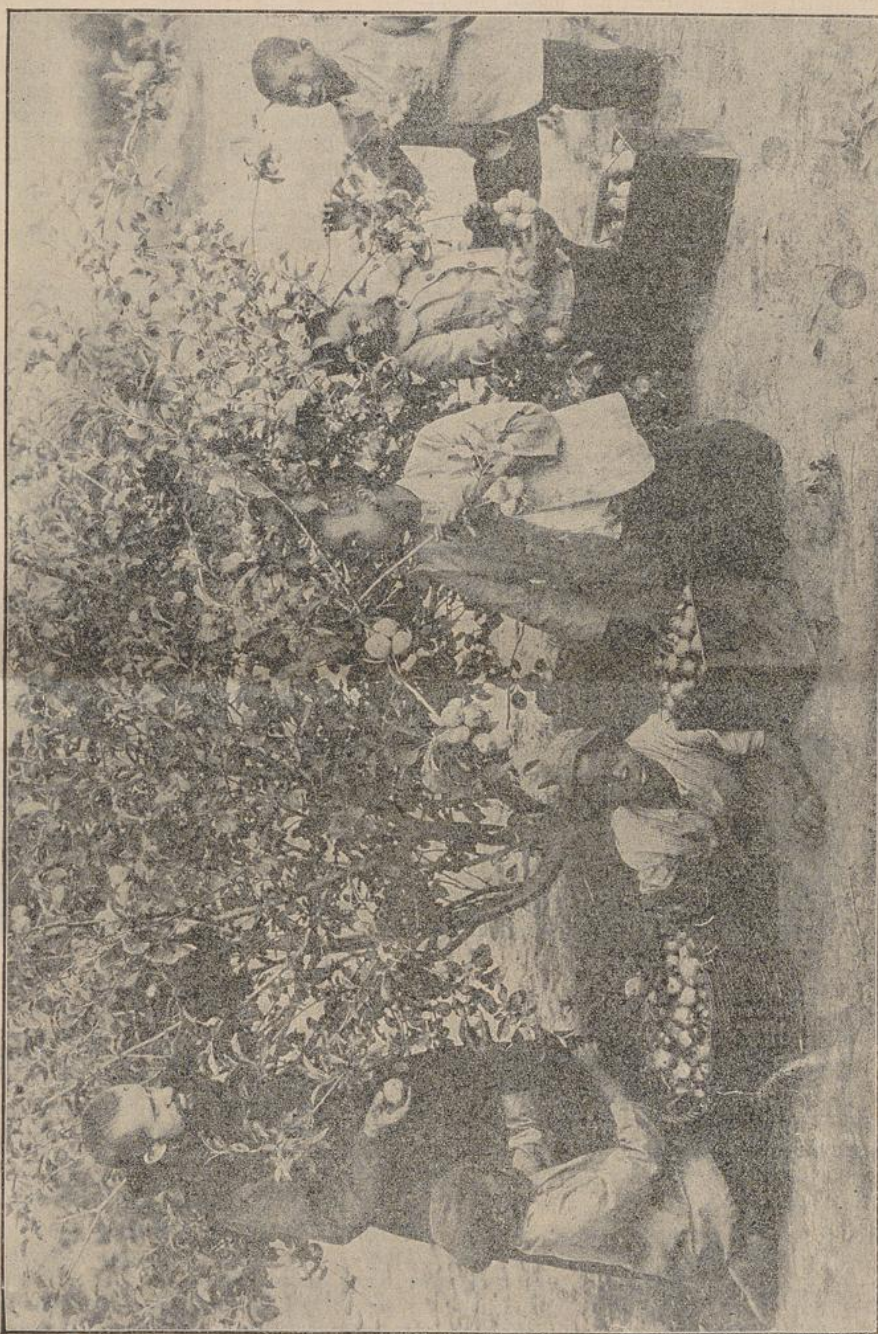
Ich hatte Mitleid mit dem armen Menschen und erklärte mich bereit, ihn auf unserer Missionsstation in eigene Pflege zu nehmen. Als ich aber zu diesem Behufe eine Tragbahre schickte, ließ man den Kranken noch einen vollen Tag in seinem Glende liegen und erklärte dann, man habe keine Leute, ihn zur Missionsstation zu schaffen, wir möchten ihn selber holen. So blieb uns also nichts anderes übrig, als ihn durch unsere eigenen Arbeiter nach Emaus transportieren zu lassen. Nächstenliebe ist hierzulande ein fast unbekanntes Ding.

Der Missionär aber muß trachten, allen alles zu werden, muß unter Umständen auch den Doktor machen. So hier. Ich richtete das gebrochene Bein frisch ein, legte einen ordentlichen Verband an, sorgte für die nötige Pflege. In wenigen Wochen war der Patient geheilt und ich hatte ihn durch diesen Liebedienst zugleich fürs Christentum gewonnen. So kam auch hier das alte Sprichwort zur Geltung: Ende gut, alles gut.

Kurz darauf konnte ich einem Kaffernweibe helfen, das sich durch Verschütten heißen Wassers arge Brandwunden zugezogen hatte. Sie

war Protestantin und gehörte bisher der wesleyanischen Sekte an, jetzt aber will sie katholisch werden und kommt sehr fleißig zu uns in die Kirche. So wird durch Gottes weise Fügung vielfach ein zeitliches Unglück Anlaß zum ewigen Heil. Was der Herr tut, das ist immer wohlgetan.

Hier in Emaus machen uns oft die Stachelschweine viel zu schaffen. Sie graben sich lange unterirdische Gänge und gehen nächtlicher Weile auf Raub aus. Am hellen Tag läßt sich nie eins erblicken; nachts aber tun sie sich auf unsern Feldern gütlich, wo sie es namentlich



Im Obstkarten unserer Missionsstation Ezentochau. (Br. Sidor mit seinen schwarzen Gehäusen.)

auf den Mais und die Kartoffeln abgesehen haben.

So hatte jüngst unser Bruder Schaffner auf einem Acker in schönen, langen Reihen Mais gesät; leider hatte er am Abend keine Zeit mehr, ihn ordentlich mit Erde zu bedecken. Wie er nun am nächsten Morgen Umschau hält,

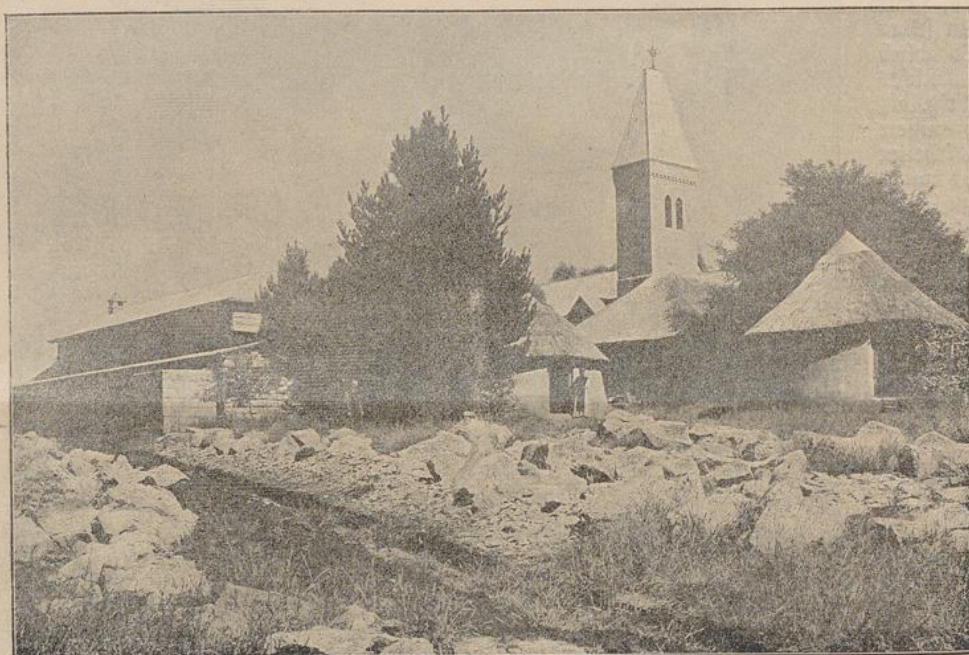
bemerkt er zu seinem Schrecken, daß fast alle Maiskörner verschwunden sind. Es war ihm sofort klar, daß dies nur ein Stachelschwein getan haben konnte. Nun versprach er einem jungen Kaffern ein Hemd, wenn es ihm gelänge, so ein Tier lebend oder tot zu bekommen.

Der Kaffer war's zufrieden und machte sich gleich in der folgenden Nacht mit seinem Assagai, einem kleinen scharfen Wurfspieß, bewaffnet, auf die Jagd. Eine andere Waffe kennt der gewöhnliche Kaffer nicht. Wie er nun auf dem Anstand steht und lauert und wacht, richtig, da kommt ein Stachelschwein aus seinem Loch herausgekrochen und schleicht sich ins benachbarte Feld hinüber. Im Nu ist der schwarze Jägermann dahinter her; er eilt ihm nach und wirft ihm den Assagai zwischen die langen, scharfen Stacheln. Getroffen hat er das Tier augenscheinlich, aber offenbar nicht tödlich; denn dieses

zwei alten Gäule, d. h. ich zog meine Sandalen an und ging zu Fuß zum betr. Kraal. Der alte Vater machte den Führer und Begleiter.

Wir hatten etwa fünf Viertelstunden zu gehen. Der Kranke lag in einer elenden Hütte, über und über mit Blut überonnen, mit einer Menge klaffender Kopfwunden und auch der kleine Finger der linken Hand war total zerschmettert. Kommen zwei Kaffern in Streit, was bei Trintgelagen nur allzu häufig der Fall ist, so schlagen sie mit ihren Stöcken einfach blindlings zu. Hätten sie nicht eine so erstaunliche Schädelhärte, so lägen jedesmal einige dieser Streithähne tot am Platze liegen.

Der Blessierte hatte ein altes, schmutziges Tuch um den Kopf gewunden, das so fest in die Wunden verklebt war, daß man es nur mit Mühe losmachen konnte. Ein



Missionsstation M. Linden.

rennt samt dem Assagai davon und verschwindet auf Nimmerwiedersehen in seinem tiefen Versteck. —

Am nächsten Morgen kommt der unglückliche Jäger zum Bruder Schaffner und meldet: „Ich habe ein Stachelschwein gejagt, allein es hat mir Assagai und Hemd davongetragen.“ — Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.

Am Sonntag kam ein alter Kaffer hieher und bat mich, seinem Sohne zu helfen; dieser sei bei einem Trintgelage in Streit gekommen und habe böse Wunden, zumal am Kopf und an der linken Hand, davongetragen. Es war schon Nachmittag und ich fühlte mich ziemlich müde, denn ich war gerade von der Außenstation St. Kaver, wo ich den Gottesdienst gehalten hatte, zurückgekommen, doch in solchen Fällen haben alle anderen Rücksichten zu schweigen. Vielleicht ist Gefahr auf Verzug, dachte ich mir, komme ich aber rechtzeitig hin, so kann ich zunächst ein leibliches, vielleicht auch ein geistiges Werk der Barmherzigkeit üben. Ich sattelte reich meine

schmutziges Tuch über einer offenen Wunde! Doch der Kaffer hat keine Ahnung, wie gefährlich das ist. Ich hatte reines Linnenzeug von der Station mitgenommen und begann, soweit es eben möglich war, die Wunden zu verbinden. Zuvor mußten sie gereinigt und gewaschen werden. Ich forderte Wasser, doch die Flüssigkeit, die man mir auf einem rostigen Teller daherbrachte, sah aus wie Seifenwasser. Von Reinlichkeit haben heidnische Kaffern keine Idee. Ich waltete meines Amtes, so gut ich eben konnte; dabei mußte ich mich etwas beeilen. Die Sonne war schon dem Untergange nahe, und schwere Nebel senkten sich auf den Berggründen nieder. Ich fürchtete, wenn ich mich nicht rechtzeitig zur Rückkehr ansichte, den Weg zu verfehlen. Denn in diesen Bergen und Schluchten, wo nach allen Himmelsrichtungen hin endlose Kaffernpfade auseinander führen, kann man sich im Nebel leicht verirren. Ich konnte da aus Erfahrung reden. Zur Not war übrigens meinem Patienten geholfen, und ich versprach ihm, am nächsten Tage wieder zu kommen, um den Verband zu erneuern.

Als ich nun am nächsten Tag zeitig wieder kam, fand ich zu meinem Erstaunen einen zweiten Kaffer mit meinem Kranken beschäftigt. Ich dachte zunächst, es sei ein Kafferndoktor, der mir da ins Handwerk pfusche, doch nein, es war sein leiblicher Bruder, der aus einem zweiten Kraal zur Hilfe herbeigeeilt war. Auch er trachtete vor allem, den Kopf des Patienten zu reinigen, ging dabei aber viel gründlicher als ich selbst zu Werke; denn er war eben daran, ihn zu rasieren. Dabei hatte er weder Seife noch Rasiermesser; solcher Luxusgegenstände bedurfte er nicht, er rasierte mit G l a s s e r b e n. Soeben hatte er eine Flasche zerichlagen; sie lag noch am Boden. Davon suchte er sich möglichst scharfkantige Scherben aus und rasierte über die rauhe, verwundete und zerichlagene Schädeldecke weg, daß es eine Art hatte. In einem knappen Viertelstündchen war der

wieder zwei Kaffernburschen vor meiner Tür und ersuchten mich, zu ihrem schwerkranken Schwesterchen zu kommen. Der eine der beiden Burschen hatte bloß ein schmutziges Tuch um die Mitte gebunden; über die Schultern hing ihm eine braune Wolldecke, Hand- und Fußgelenke dagegen waren reich mit eisernen Ringen und Kupferdrähten geziert. Der zweite hatte eine Hose an; sie war nach unten zu etwas zu weit. Damit sie ihm beim Gehen nicht so sehr um die Beine schlage, hatte er sie mit einem Tuch unterbunden, am einen Bein mit einem weißen, am zweiten mit einem roten. Es waren zwei stramme Jungen; ich ging sofort mit ihnen.

Bei ihrem Kraale angekommen, fand ich den Vater, einen schon ziemlich bejahrten Heiden, vor der Hütte sitzend. Er trug einen groben Sack um die Lenden und hatte den Kopf mit einem roten Tuch umwickelt, so daß



Neue Tageschule in Czenkoshau.

ganze Kopf blißblank, und nun konnte ich, der weiße Doktor, leicht das übrige tun. Der Patient aber saß da wie ein Stoch; ich dachte, er müsse bei der derben Prozedur rasende Schmerzen haben und halb aus der Haut ausfahren. Ich möchte wissen, was ein Europäer zu solcher Rasur sagen würde. Der Kaffer ist kein solcher Weichling, er zeigt sich bei solchen Anlässen als starken Mann und verzicht keine Miene.

Möglich, daß unser Patient noch etwas mehr als gewöhnlich abgestumpft und gefühllos war. Er zählte nämlich zur Sippe der Hanfraucher. Das sagte mir ein in der Mitte mit einem Rohre versehenes Döhsenhorn, das an einem hölzernen Nagel an der Wand hing. Hanfrauchen wirkt ähnlich wie der Genuß von Opium, und wer einmal diesem Laster huldigt, wird äußerst schwer davon frei. Dieses ominöse Horn sagte mir auch, daß von Befehrung und Taufe meines armen Patienten wenig Hoffnung sei. Ich mußte mich vorläufig damit begnügen, ihm leiblich geholfen zu haben und alles übrige Gott anheimstellen. —

Das Geschäft floriert. Tags darauf standen schon

er fast wie ein Türke aussah. Die Mutter dagegen war ganz anständig gekleidet. Der Kraalbesitzer schien mir fleißig dem Utschwala (Kaffernbier) zuzusprechen; er hatte Augen so rot, wie ein gekochter Krebs. Doch, wo ist das kranke Kind? Das lag neben dem Herdfeuer am Boden und war augenscheinlich schwer krank. Längeres Zuwarten schien mir bedenklich, und so taufte ich es auf den Namen der hl. Martyrin Thekla. Möge das Kind eine getreue Patronin an ihr haben und den Weg zum Himmel finden! Sollte es wieder gesund werden, so würden hier, im heidnischen Kaffernkraal, jedenfalls viele Gefahren auf das arme Wesen warten.

Die Wasserflut am Rhein.

Nach Christoph von Schmid.

1. Kapitel.

Vor mehr als hundertundfünfzig Jahren lebte in einem freundlichen Dorfe am Rhein der Winzer Martin Braun. Er war ein arbeitamer, gottesfürchtiger Mann,